

Der Rosenkranz

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Rosenkranz.

Ein Mondnachtmärchen von S. Keller.

Es war eine jener hellen Vollmondnächte, die einen nicht schlafen lassen. Der Mond schaute groß und still in mein Zimmer hinein, und sein weißes, gespensterhaftes Licht umhüllte mich mit einer seltsamen Erregung. Da erinnerte ich mich plötzlich an die Worte einer alten Frau, die schon lange tot.

„Es gibt Vollmondnächte“, hatte sie mir einmal gesagt, „die das Herz mit Ruhe und Frieden füllen. Da schläft man sicher und tief im milden, silbernen Licht des guten himmlischen Wächters. Aber es gibt auch andere Mondnächte, Nächte, deren seltsame Helle Herz und Körper in banger Unruhe aufrütteln.“

Wenn du einst in einer solchen Nacht durch die alten Gassen unserer Stadt gehst, dann wirst du seltsame Dinge sehen. Diese weißen Stunden, die sich nicht oft wiederholen im Jahr, gehören den Liebenden, die im Leben nicht zusammen kommen konnten.“

Sene Worte der alten Frau und meine Unruhe trieben mich aus dem Bett, und leise schlich ich mich aus dem Hause. Durch stille, alte Gassen schritt ich langsam und sinnend. Die verschneite Stadt war in ein weißes Leichentuch gehüllt, und des Mondes Silberlicht machte alles noch weißer, noch unheimlicher.

Ich war in einer abseits gelegenen Gasse angelangt, wo alte, vornehme Patrizierhäuser stehen.

Vom Münster her hallen langsam zwölf schwere Schläge. Kaum ist der letzte Schlag verklungen, so öffnen sich zur gleichen Zeit die Türen zweier sich gegenüberliegenden Häuser, und heraus sehe ich zwei junge Menschen treten, angetan mit Kleidern, wie man sie vor hundert Jahren trug.

Der junge schlanke Mann geht auf das zierliche Mädchen zu, nimmt ihren Kopf in seine beiden Hände und küßt lang und still ihre großen traurigen Augen. Da kommt ein wunderbarer Glanz auf ihr weißes Gesicht. Hand in Hand schreiten sie langsam durch die silberne Nacht, schweigend; sie schreiten so, wie nur die Menschen schreiten können, die die Liebe führt.

So wandern sie zum Fluß hinunter; ich ihnen immer zur Seite, ohne daß sie mich gewahren. Mir ist, als sei ich körperlos geworden.

Plötzlich liegt ein wunderbarer Garten da, wo vorher nur Schnee und Steine lagen. Drin blühen Rosen, nichts als rote Rosen. Ihr betäubend starker Duft mischt sich in den Silberschleier, den der Mond der Erde webt und umhüllt alles mit einem bängen, süßen Glück.

Die zwei Liebenden setzen sich auf eine Bank, sich eng umschlungen haltend. So bleiben sie lange, lange stumm und in Seligkeit versunken. Dann löst der Mann sich sanft vom Mädchen los und beginnt, Rosen zu pflücken, viele wundervolle Rosen und legt sie zu einem Kranz zusammen.

Das Mädchen aber fängt an zu singen, leise und traurig:

„Es waren zwei Königsfinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.“

Hastig schließt der Mann mit seinen Lippen ihren zuckenden Mund und legt den Kranz aus lauter roten Rosen auf ihre weichen braunen Haare. Die Rosen leuchten drin wie große schwere Blutstropfen.

Lang und schweigend sehen sich die zwei Liebenden selig in die Augen.

Ich aber sehe jetzt aus dem Rosenkranz viele blanke, harte Dornen blinken. Wie seltsam! Vorher waren die Rosen doch ganz dornenlos. Der Mann aber scheint sie nicht zu sehen, nicht zu fühlen, denn er preßt jetzt seinen heißen Mund fest auf Kranz und Haar und drückt die Dornen so ins weiße, zarte Fleisch der Liebsten. Und merkt es nicht. Sie aber sagt kein Wort. Ballt nur die feinen

Hände fest zusammen, um ihren Schmerz nicht zu verraten, und lächelt still und selig zu ihm auf.

Doch welch ein Wunder sehn nun meine Augen! Die Rosen, die auf ihrem Haupte leuchteten wie Blut so rot, werden heller, immer heller, und jetzt, jetzt schimmern sie wie frischgefallener Schnee so rein und weiß! —

Von den Türmen der Stadt tönt ein einziger dumpfer Schlag. Verschwunden ist das Zauberbild. Nur Schnee ringsum und kahle Zweige. Der Fluß rauscht wie immer sein uraltes Wanderlied.

Ich aber habe in dieser Märchenacht ein Wunderbares sehen dürfen: wie aus roten Rosen weiße Rosen werden. Es ist der Schmerz, der aus der großen stillen Liebe kommt, dem dieses Wunder möglich ist.

Walter Krebs.

Zu allen Zeiten haben die Denker sich den Kopf zerbrochen über die Frage: Was ist Kunst? Ihrer Weisheit bester Schluß liegt ausgedrückt in dem Sage: Im Anfang war die Kunst. Weiter als zu dieser Erkenntnis ist die Menschheit noch nicht vorgedrungen. Sicher gab es und gibt es immer wieder Gottbegnadete, deren Blick weiter hinter die Dinge geht, als der Durchschnittsmensch dies für möglich und wahr hält. Sie deuten alle menschlichen Beziehungen als urbedingt, als mit dem Kosmos verbunden. Dem Intellekt aber bleibt ihre Sprache fremd. Der ahnt bloß gelegentlich diese Zusammenhänge. Im Künstlerleben steht spürbar ein Stück Mythos.

Man weiß heute: wenn ein junger Mensch den gesicherten Weg seines ihm von Eltern und Gesellschaft angetrauten und zubereiteten Nährberufes plötzlich verläßt und die einsamen und dornigen Pfade des Künstlerlebens zu wandern beginnt, so liegt nicht immer jugendliche Unbeherrschtheit, Abenteuerlust und Flucht vor den Realitäten des Lebens vor. Es gibt Fälle der Berufung. Ob der Ruf aus größerer oder geringerer Tiefe des Seins herauf ertönt, entscheidet dann über Kraft und Wirken des Berufenen.

Ob Walter Krebs ein Berufener ist, das wagen wir nicht zu beurteilen. Es hängt der Erfolg des echten Künstlers zum Glück auch nicht von dem Urteil des Kritikers ab. Wichtiger ist, daß der Künstler selbst an seine Berufung



Walter Krebs.

glaubt und sich diesem Glauben ganz hingibt. Denn im Begriff und Wesen des Künstlers liegt es, daß er seine Kunst erarbeiten muß. An seinem Werke wird man ihn